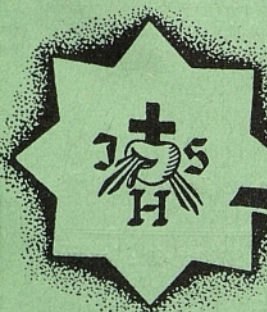




Katholische Missionszeitschrift der Missionäre Söhne
des hl. Herzens Jesu



Stern der Neger

Nummer 5 - September 1940
43. Jahrgang

Zum Titelbild: Ein junges indisches Brautpaar: der Ehemann trägt Blumen und einen Stock, wohl weil man in Indien noch der Ueberzeugung ist, „wer viel liebt, prügelt viel“. Das Bild kommt aus der den Kapuzinern unterstellten Diözese von Ujmer. (Fides Foto.)

Inhalt: Witbank, S. 65. — Sitten und Gebräuche bei den Vapedi, S. 69. — Zum hl. Petrus Claver, S. 72. — Schulbau in Hlazuka, S. 73. — Katholische Aktion in Belgisch-Kongo, S. 76. — St. Michael, S. 79. — Lanze und Kreuz, S. 79. — **Abbildungen:** Nzana, der Negergott eigener Einsetzung, S. 65. — Sein „Paradies“ hatte er in einem Maisfeld bei Lydenburg eingerichtet, S. 67. — Missionschule bei Witbank, S. 68. — Blick auf Witbank, S. 69. — So mustert die muntere Dorfjugend einen Besuch im Vapedikraal, S. 71. — Aus dem Schulleben in der Hlazuka-Schule, S. 73. — Im Gespräch mit Katechumenen, S. 74. — Die Hlazuka Schule am Tage der Einweihung, S. 75. — Schillukfrau, S. 80.

Preis: ganzjährig Italien 8 Lire, Ungarn 2.50 Pengö, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2.50 Franken. Versand durch Missionshaus Millan b. Bressanone, Italia.

Missions-Gebetsmeinung für den Monat September.

Christliche Ordnung des gesellschaftlichen Lebens bei den Missionsvölkern.

Namentlich bei den heidnischen Kulturvölkern wie bei Indern, Chinesen, Japanern handelt es sich nicht bloß darum, den Einzelmenschen dem Christentum zu gewinnen, sondern auch darum, dem Volke als Ganzem die Segnungen des Christentums klar vor Augen zu stellen, den veredelnden Einfluß unserer heiligen Religion auf ein gesundes Familienleben zu zeigen und den Beweis zu erbringen, daß die Lehre Christi gewissenhaftere, bessere Bürger und Patrioten erzieht. Die wenigen Katholiken unter diesen großen Völkern müssen auch heute von ihren heidnischen Mitbürgern das bewundernde Zeugnis erhalten: Seht, wie sie einander lieben!

Die sogenannten „Wilden“ in den Kolonien europäischer Mächte werden bei der Berührung mit europäischer Zivilisation fast immer entwurzelt, d. h. ihrem Stammesleben entfremdet, das nach zwar heidnischen, aber immerhin auf das Volkswohl abzielenden Gesetzen geordnet war. An Stelle ihrer Stammesgesetze sollten dann gesunde gesellschaftliche Bindungen treten, die in diesen armen Menschen so etwas wie Liebe zum eigenen Volke, zur eigenen Heimat förderten. Dem ist oft nicht so, denn die Fremden zeigen vielfach recht wenig Interesse, das Stammesbewußtsein, das Zusammengehörigkeitsgefühl der „Wilden“ zu pflegen.

Es ist nur zu begreiflich, daß der Missionär bei seiner Arbeit zur Sicherung gesunder gesellschaftlicher Verhältnisse sowohl bei den Heiden wie bei den Kolonialbehörden häufig Mißtrauen begegnet.

Wir sollen diesen Monat fleißig beten, daß auf diesem Gebiete das Bessere, das Christentum, sich überall durchsetze. Ersuchen wir den Missionären Erleuchtung, daß sie selbst immer das rechte Verständnis und dann die nötige Tatkraft aufbringen für weitblickende Arbeit in diesem Sinn, beten wir um die Gnade, daß die kolonisierenden Völker ihre große Aufgabe, christliche Kultur zu verbreiten, erfüllen, beten wir, daß die Heiden erkennen, was ihnen zum Heile ist.

Heiligstes Herz Jesu, zu uns komme dein Reich!

Wir bitten um das Gebet für die in den letzten Monaten verstorbenen Abon-
nenten! R. I. P.

Herausgeber: Kongreg. d. Missionäre Söhne d. hl. g. H. Herzens Jesu, Millan-Bressanone.
Schriftleitung: Dr. theol. et phil. P. M. Raffener F. S. C., Millan-Bressanone.
Druck: A. Weger's Buchdruckerei, Bressanone.

Nulla osta. — R. Prefettura, Bolzano — Gab. No. 5087, 28 dicembre 1939—XVIII.

Stern der Neger

Katholische Missions=Zeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation: Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Nummer 5

September 1940

43. Jahrgang

Witbank.

(Ein Ausschnitt aus der Präfektur Lydenburg.)

Vor 50 Jahren noch eine Farm ist Witbank heute eine blühende Stadt von 10.000 Einwohnern, der größte Ort im Gebiet der Apost. Präfektur. Die schwarzen Diamanten haben das Wunder bewirkt. Jährlich fördern hier die Kohlenzechen 7 bis 8 Millionen Tonnen guter Kohle zu Tage. Hier ist ein großes Kraftwerk mit 132.000 Volt Spannung; dazu eine Karbid- und Cyanidfabrik. Die Kohlenzechen Transvaals bieten vielen Menschen ihr tägliches Brot. 1000 Weiße, in der Hauptsache Ausseher, besorgen das Geschäft des Sprengens und die Handhabung der elektrischen Bohrmaschinen, während rund 20.000 Schwarze den Bergknappendienst verrichten. Sie setzen sich aus allen Stämmen des schwarzen Erdteils südlich der großen Seen zusammen, doch kommt die Mehrzahl aus der portugiesischen Provinz Mozambique. Die dortige Regierung hat mit der südafrikanischen ein Abkommen getroffen, demzufolge erstere jährlich 90.000 ihrer schwarzen Untertanen für die Bergwerksindustrie des Transvaal gegen Zahlung einer Kopfsteuer zur Verfügung stellt. Diese Leute dürfen nur 12 oder höchstens 18 Monate im Transvaal verbleiben; sie müssen in ihre Heimat zurückkehren, während Neuankommende ihre Plätze einnehmen. In den Gold- und Kohlenminen verdienen die einfachen von Kultur wenig beleckten portugiesischen Eingeborenen ein schönes Stück Geld, das sie, falls sie sparsam sind, in der Heimat zu wohlhabenden Leuten macht.

Leider warten ihrer in den Industrieorten Transvaals mancherlei Gefahren. Da ist der den meisten Schwarzen anhaftende Hang nach berausenden Getränken. Unter dem Einfluß der Trunkenheit kommt es leicht zu Kaufereien mit blutigem Ausgang und zu Schlimmerem.

Die aus der portugiesischen Kolonie stammenden Eingeborenen sind entweder junge unverheiratete Burschen oder Verheiratete, die Frau und Kinder im heimatlichen Kraal zurückgelassen haben. Daraus entstehen neue sittliche Gefahren vor allem von seiten liederlicher Frauenzimmer, die sich in die Minen-Compounds, die Wohnungen der schwarzen Arbeiter, einschmuggeln und den Bergknappen Unschuld, Geld und oft die Gesundheit rauben.

Wiß- und lernbegierig wie diese Schwarzen sind, werden sie von Sendlingen irreliehrender Bekenntnisse umschwärmt, von sprachkundigen schwarzen Predigern, die von den verschiedenen protestantischen Sekten zum Zweck des Unterrichtes in die Bergwerksviertel geschickt werden, oder die auch auf eigene Faust arbeiten. Südafrika weist ein Gemisch der verschiedensten Sekten auf und zeigt dem einfachen und gottsuchenden Schwarzen ein

recht vielgestaltiges Christentum. Angesichts der protestantischen Sektensplitterung haben unternehmende Köpfe unter den Eingeborenen sich bereits selbst auf Religionsstiftung verlegt und eigene „Bantukirchen“ ins Leben gerufen; sie ahmen so die Weißen nach und stellen sich zu ihnen in bewußten Gegensatz. Diese Eingeborenen-Kirchen führen teilweise ganz schwärmerische und phantastische Namen wie „Pfungstheiligkeit“, „Christkatholisch-apostolische Kirche in Sion“, „Orden von Aethiopien“, „Vereinigte aethiopisch-katholische Kirche von Südafrika“, „Kirche für die Union und den Schutz der Bantu-Sitte“ etc. Es gibt über 200 solcher Kirchen, deren Zahl noch stetig wächst.

All diese Sekten bringen wahres Christentum nur in Verhuf und sind außerstande, auf die Heiden einen wohlthätigen Einfluß auszuüben.

Im Lydenburger Distrikt lebte vor einigen Jahren ein kleiner Häuptling, Mzana, dem die Gründung einer neuen Kirche offenbar zu abgedroschen vorkam; er erklärte sich also kurzerhand als Gott selbst. Und er fand Glauben und Anhang bei seinen Landsleuten. Da gelüstete es ihn, seine Gottschast einem größeren Kreise zu offenbaren, er setzte einen feierlichen Einzug in Lydenburg in Szene, nach dem Muster des ersten Palmsonntages. Aber die Obrigkeit von Lydenburg hatte kein Verständnis für den Vorgang, sie nahm den „Gott“ fest und schaffte ihn nach Pretoria ins Irrenhaus. Dort aber unter den Narren schwarzer Hautfarbe wuchs sein Anhang erst recht. So wurde er denn bald wieder aus der Anstalt entlassen; es steht dahin, ob geheilt oder ungeheilt. Immerhin war er gewitzigt, er hielt sich fortan klug zurück und mied die gefährliche Oeffentlichkeit.

Witbank ist von einem Kranz kleiner Minendörfer umgeben, in denen



Mzana,
der Negergott eigener Einsetzung.

überall schwarze Arbeiter angesiedelt sind. Diese Eingeborenenviertel haben bekanntlich den Namen Lokationen. Die Witbanker Stadt-Lokation zählt etwa 2500 Bewohner. In der Hauptstraße, die die Lokation der Länge nach durchzieht, liegen mehrere Kirchen, fast alles ärmliche Blechbuden. Geht man Sonntags gegen die Mittagsstunde diesen Weg, so tönt einem aus all diesen armseligen Kirchlein Gesang, prächtiger harmonischer Gesang entgegen. Denn diese Bantu zeichnen sich durch hohe gesangliche Begabung aus. Da mag man einem Trupp schwarzer Heilsarmee-Soldaten begegnen mit wehender Fahne, schmetternder Trompete und rollender Trommel. An Weihnachten sah ich eine Prozession um den schönen Ziegelbau der High Church of England ziehen: der schwarze Geistliche in großem Rauchmantel, umgeben von Ministranten mit Rauchfaß, während das begeisterte Volk ein Zulu Lied nach der Melodie „Adeste fideles“ sang.

Leider sind diese äußerlichen Religionsübungen meist nur ein Firnis, der eine grenzenlose Unkenntnis der Heilswahrheiten, die Beibehaltung heidnischer Sitten und Unsitten, die Uebernahme der Laster der Weißen nicht verdecken kann. Nach der geräuschvollen religiösen Betätigung am Sonntagmorgen stellt sich am Sonntagmittag eine Art Bedürfnis nach körperlichem Sichausleben ein, das in Trunk und vielfach noch Schlimmerem befriedigt wird. Der Missionär weiß, all diese Menschen haben unsterbliche Seelen, und sie haben Kinder, die noch nicht oder wenigstens nicht alle verdorben sind, die für das Gute noch ein empfängliches Gemüt haben. So schien die Schule das geeignetste Mittel zur Missionierung, die Schule, deren Bedeutung in Südafrika auch die Regierung voll anerkennt, die Schule, durch die man Einfluß auf die Jugend gewinnt. Heute unterhält die Mission sieben Eingeborenenschulen, in denen etwa 700 Kinder unterrichtet werden. Die Erstellung der notwendigen Bauten und die Besoldung der Lehrkräfte erfordern ein schönes Stück Geld. Doch bringt die Ausgabe gute Früchte. Eine große Schwierigkeit bietet immer die Erlangung eines passenden Baugrundes. Die meisten Farmen sind 500 bis 1000 und mehr Morgen groß, so daß die Farmer nicht gern zerstückeln.



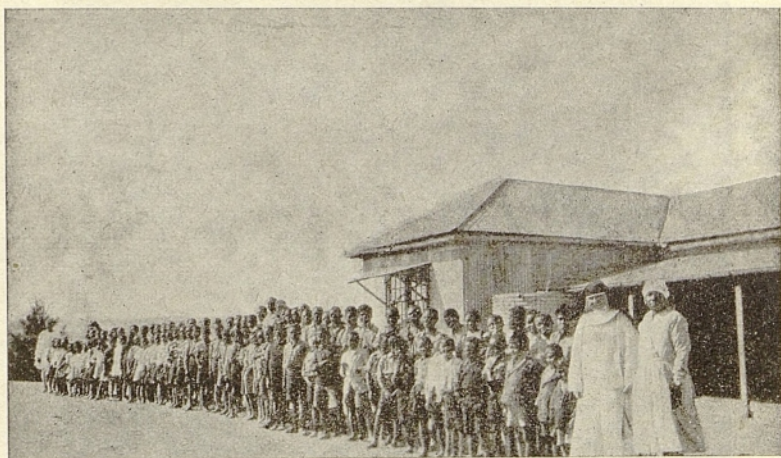
Sein „Paradies“ hatte er in einem Maisfeld bei Lydenburg eingerichtet.

Auch leuchtet den meisten Weißen im Lande der Zweck der Missionierung nicht ein, sie haben kein Verständnis für Erziehung und Hebung der Schwarzen und halten es für besser, d. h. vorteilhafter, sie in Niedrigkeit, Unwissenheit und Abhängigkeit zu erhalten. Sie möchten Südafrika als Land der Weißen betrachtet wissen, obwohl die Schwarzen ihnen mehr als dreifach an Zahl überlegen sind und dabei auch eine viel höhere Fruchtbarkeit als die Weißen aufweisen. So sucht man an der christlichen Lösung der Eingeborenenfrage vorbeizukommen. Es ist aber mehr als wahrscheinlich, daß die Eingeborenen selbst diese brennendste aller Frage lösen helfen und die Weißen vor vollendeten Tatsachen stellen. Ihr Drang nach Wissen, Können und Bildung läßt sich nicht aufhalten, nicht unterdrücken, und der Missionär hat kein Recht und keinen Grund, ihnen bei ihren berechtigten Bestrebungen seine hilfreiche Hand zu versagen. Er hat vielmehr die Aufgabe, ihre Bestrebungen in rechte Bahnen leiten zu helfen.

Die Gemeinde der schwarzen Katholiken von Witbank zählt heute 400 Seelen. 1934 erhielt sie ein eigenes Gotteshaus. Man geht bei der Aufnahme der Schwarzen in die Kirche langsam voran und mit Recht. Leben sie doch in so gefährlicher Umgebung, daß bei verfrühten Taufen Rückfälle ins heidnische Sündenleben unvermeidlich erschien.

Ein Völkergemisch bieten die weißen Katholiken, die ihren Mittelpunkt in der Pfarrkirche zur Unbefleckten Empfängnis haben. Die Mehrzahl dieser 300 Seelen stammt aus Irland oder von irischen Vorfahren, außerdem sind Engländer, Schotten, Deutsche, Littaauer, Italiener, Portugiesen, Ungarn, Holländer, Syrier vertreten.

Deutsche Dominikanerinnen leiten eine höhere Töchterchule die von 130 Kindern besucht wird; 45 sind Interne. (Fides, Juli 1940.)



Missions-Schule bei Witbank, betreut von den Dominikanerinnen, die in Witbank selbst eine große „Convent-school“ leiten.

Sitten und Gebräuche bei den Bapedi.

(P. M. R. F. S. C.)

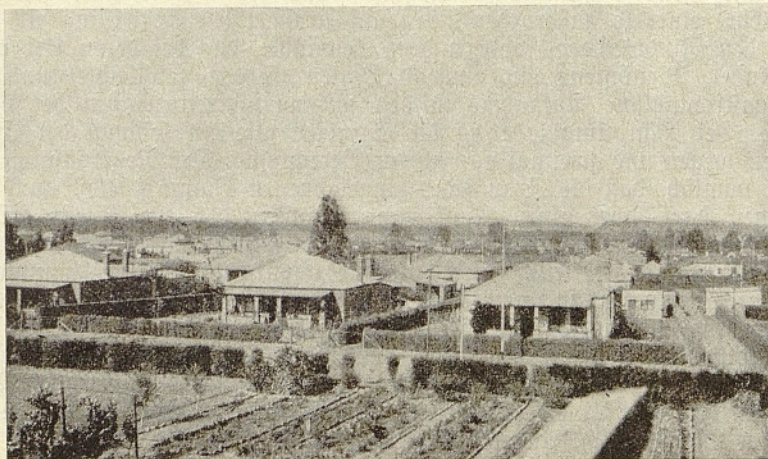
(Fortsetzung.)

4. Heirat der Königin.

Der Ausdruck ist eigentlich etwas kurios, da die Bapedi wohl ihre Groß- und Unterhäuptlinge, aber keinen König haben, wiewgleich diese Häuptlinge kleine Könige waren, ausgerüstet mit vielen Vollmachten, und zum Teil noch sind. Das Begleitwort „königlich“ bezieht sich nicht auf den Häuptling noch auf seine Heiraten schlechthin, denn diese finden unter den gewöhnlichen Zeremonien statt; nur daß die Eß- und Trinkgelage länger dauern. Es handelt sich hier um die Zeremonien, unter welchen sich die Heirat des jungen Häuptlings mit der Hauptfrau abspielt; sie heißt *lebone* = Kerze; wird auch Licht des Stammes genannt — warum werden wir gleich sehen — und übt eine Art königlicher Gewalt über die andern Frauen des Häuptlings aus. Daher der Ausdruck.

Diese Zeremonien sind interessant und ein eigenes Kapitel wert. Unter Hauptfrau versteht man diejenige unter des Häuptlings wenigen oder vielen Frauen, deren Erstgeborener das Erbrecht der Häuptlingswürde hat. Auf diese Weise ist das Recht genau geregelt und einer Unzahl von Streitigkeiten der Boden entzogen. Als ich mit Großhäuptling Sekukuni II. zusammentraf, zählte sein Kraal, ein eigenes Dorf, bloß 40 Frauen! Wieviel Rivalität, Eifersucht und Streit, wenn die Nachfolge nicht durch Stammesgesetz streng geregelt wäre!

Von der Hauptfrau also erwartet der Stamm neues Licht, neues Leben in der Person des Erbprinzen, was durch eine symbolische Zeremonie bei der Heirat zum Ausdruck kommt. Die Wahl dieser Frau ist also von großer Bedeutung für den ganzen Stamm und nicht etwa dem jungen Häuptling selbst überlassen, so daß er einfach eine seiner Frauen als Hauptfrau bestimmen könnte als *lebone*. Des Menschen, auch der Ehemänner Sinn ist wandelbar und somit der Unsicherheit und dem Streit nicht vorgebeugt.



Blick auf Witbank.

Die Wahl obliegt praktisch den Ministern, d. h. dem hohen Rat des Häuptlings. Diese haben für gewöhnlich Ausschau gehalten und die Auswahl getroffen unter den standesebenenbürtigen Häuptlingstöchtern, lange bevor der junge Häuptling das heiratsfähige Alter erreicht hat. Er bekommt dies auch zu wissen. Trotzdem wird er eines schönen Tages im Raatsaal, d. h. auf dem Misthaufen seines Kraals den versammelten Ministern eröffnen, daß für ihn nun die Zeit gekommen ist, die Königin zu heiraten; dabei bezeichnet er auch die Person, auf welche „seine“ Wahl gefallen, nämlich genau dieselbe, die schon Jahre vorher die Minister bestimmt haben. Der Rat seinerseits bringt die Angelegenheit vor die Volksversammlung — das zarte Geschlecht ausgeschlossen — und gibt bekannt, daß es Zeit ist, den lichtlosen Stamm mit einer Leuchte zu versorgen. Es folgt die Wahl, die ja eine reine Formalität ist nach Wunsch der hohen Herren; denn einerseits haben die Negerminister eine gute Nase — die der Bapedi ist nicht einmal stumpf — und berücksichtigen den Wunsch des Volkes; andererseits ist die Abstimmung von ihnen ja vorbereitet. Ueberall der gleiche Schwindel: Die Volksabstimmung! Sind diese Formalitäten erledigt, dann geht an den Vater der Auserkorenen, selbstverständlich einen Häuptling, eine Gesandtschaft ab mit der Bitte um die Hand der Tochter — wie üblich. Zu bemerken ist nur, daß einem rangshöheren Häuptling weder vom rangsniederen noch von seiner Tochter ein Korb gegeben werden darf. Wahrscheinlich ein Ueberbleibsel früherer Zeiten, da man mit Waffengewalt die Zustimmung erzwang. Gewalt vor Recht — übrigens ein ganz moderner und trotzdem altheidnischer Grundsatz.

Ist die Abordnung zurück, dann heißt es die lenyalo-Kinder aufbringen, etwas steuert ja der Heiratskandidat aus seiner Herde auch bei; aber den Hauptanteil müssen die Minister (eventuell Unterhäuptlinge) und Sippenhäupter stellen. Jeder muß wenigstens ein Kind beisteuern; leicht begreiflich, handelt es sich doch einerseits um eine allgemeine Angelegenheit — und verschlingt die künftige Königin doch bei 40 Kinder.

Hat man die erforderliche Anzahl aufgebracht, dann werden diese Hochzeitsrinder in Begleitung aller Minister und Sippenhäupter des Stammes und unter großem Tamtam zum Papa der Auserlesenen getrieben. Die Ehre einer so außerordentlichen und großartigen Begleitung gilt aber nicht den Rindviechern, sondern dem Festmahle, das bei deren Uebergabe stattfindet. Wenigstens ein Duzend Ochsen werden geschlachtet und finden gastfreundliche Aufnahme in den fassungsfähigen Mägen der vielen Gäste. Der Häuptling ladet ja die Seinigen alle ein; einmal der Feierlichkeit wegen und zweimal aus kluger Berechnung. Der Negeranstand verlangt nämlich, daß die Frau jedes eingeladenen Mannes selbst auch mitkommen darf, aber einen Topf von wenigstens 15—20 Litern frisches Negerbier mitbringen muß als Beisteuer zur Festlichkeit. Die Neger pflegen nämlich das Fleisch nicht hinunterzuwürgen, sondern hinunterzuschwenzen. Mann kann nun halbwegs berechnen, welchen Bach von Bier es braucht, um 12 Ochsen durch so enge Rinnale zu schwimmen! Als der Unterhäuptling Tagudi in der Nähe von Glen Cowie heiratete, begegnete ich einem Zug von wenigstens 40 Weibern mit dem traditionellen Biertopf auf dem Kopf, die bloß aus einer Richtung dem Festmahle zusteueren, alle im Gänsemarsch. Andere kamen von allen Seiten!

Der Häuptling Bräutigam jedoch nimmt an diesem Festmahl nicht teil. Die meisten andern Zeremonien werden beobachtet wie oben; nur die ho-lata Periode fällt weg als unvereinbar mit der Würde eines Häupt-

lings. Um so eindrucksvoller und zeremonienreicher wird ho-bika der königl. Braut gefeiert, d. h. ihr Auszug aus Aegypten und ihr Einzug ins gelobte Land, ins neue Heim. Eine Menge Stammesmitglieder und einige Minister ihres Vaters geben ihr das Geleite.

Je näher der Hochzeitszug dem Ziele kommt, desto länger und breiter wird der Kometenschwanz, da nun das Volk des Bräutigams entgegenkommt und sich anschließt. Aber nun entsteht eine Schwierigkeit: Die Hochwohlgeborene wird auf einmal schwach und müde und setzt sich mit ihrem engeren Gefolge am Wegesrande nieder. Die Sitte will es so; und die königliche Braut ist nicht auf- und weiterzubringen, bevor Geschenke vom Bräutigam eintreffen mit der Bitte, sie möge ihre Schritte doch beschleunigen. Nun gehts einen Ruck weiter, aber mit einer so nervenkizeln- den Langsamkeit, daß man oft einen ganzen Tag braucht, um einige Kilometer zurückzulegen. Die Schwachheitsanfälle wiederholen sich eben alle paarhundert Meter und sind nur durch erneute Geschenke zu beheben. Zuerst ist's ein Ochs, dann ist's eine Ziege, dann immer etwas Gerin- geres und schließlich irgend ein Tinkl=Langl=Ding von keinem Wert. So wird's endlich Abend — so verlangt es das Zeremoniell — wenn der Zug in unmittelbarer Dorfesnähe anlangt. Nun erst wird ein offizieller Bote ausgesandt, um die Ankunft „der Stammesleuchte“ zu melden.

Sämtliche Feuer im Dorfe werden ausgelöscht. Die „königliche Maid“ wird in ihre Hütte geführt und von ihrem weiblichen Gefolge bedient. Und damit haben die Feierlichkeiten für diesen Tag oder vielmehr Abend ihren Abschluß. Ueber allen Wipfeln ist Ruhe. Während der Nacht brennt in keiner Hütte ein Feuer; auch ein Opfer für die Eingeborenen, denn im Bapediland können die Nächte oft recht kühl sein und Federbetten oder



So mustert die muntere Dorfjugend einen Besuch im Bapedikraal.

Foto P. R. Fischer F. S. C.

Wärmeflaschen sind dort Gottseidank noch ein unbekannter und unverstandener Begriff.

Der kommende Morgen bringt dann die Feuererneuerung. Neues Licht — neue Wärme: Durch die königliche Frau! In alten Zeiten rieb sie zwei dürre Hölzer an- oder ineinander bis sie Feuer fingen; aber seitdem die Zündhölzer auch hier ihren Einzug hielten, ist dieser Brauch verschwunden wie bei uns am Karfreitag der Zunder und der Feuerstein. Kaum hat die lebene, die Stammkerze, ihr Feuer — ein mächtiges — zum Lodern gebracht, nahen sich alle Weiber des Häuptlings und alle Dorffrauen dem Range nach, holen sich von diesem einen Brand und entzünden so das Feuer in ihren eigenen Hütten. Brennt's überall, dann beginnt das große Schlußhochzeitsfest mit den üblichen Begleiterscheinungen von tage- oder wochenlangen Eß- und Trinkgelagen. Sind auch diese glücklich überstanden, dann kehrt das Ehrengelichte der Braut wieder zu seinem Häuptling heim mit den Geschenken des jungen Häuptlings, die sie am Abend ihrer Ankunft empfangen.

(Fortsetzung folgt.)



Zum hl. Petrus Claver.

Dem Negerapostel ein neues Lied

Aus Herzen von heiligem Feuer durchglüht

Für Afrikas Völker und Frieden!

Daß heiß in uns flammte der himmlische Brand!

Der Geist, der im Sturme durchbrauset das Land,

Wie Petrus, sei uns er beschieden!

Berglimme denn, elendes Glück der Zeit,
Auf Opferaltären, dem Herrn geweiht,
All Träumen und Drängen im Herzen!
Wie Claver so sterben auch wir der Welt,
Den Armsten zu freudigem Dienste bestellt,
Auf Christi Altären die Kerzen.

Erflehe ein Herze voll Liebeschwung

Uns, Claver, das mutig und ewig jung

Wie deines dem Heilande schlage,

Das niemals ermüdet und wanket nicht,

Bis daß es im Kampfe für Christus bricht

Und mitten im Ringen der Tage.

So bauen wir Christus der Hölle zum Hohn
Inmitten der Neger den Königsthron —
Die Ehre sei seinem Namen! —
Und hoffen, nachdem wir wie du gewirkt,
Wenn Gottes Scheune die Garben birgt,
Mit dir uns zu freuen. Amen. π

Schulbau in Slazuka.

P. Karl Fischer F. S. C.

Etwa 25 englische Meilen fern von der Hauptstation Centocow wohnen auf den Farmen der Europäer einige katholische Neger-Familien. Für eine katholische Erziehung ihrer Kinder hatten sie keine Gelegenheit, da die Schulen weit weg waren in den für die Eingeborenen bestimmten Siedlungen. Ein Missionär von der Missionsstation Mariahilf kam von Zeit zu Zeit zu ihnen, feierte das hl. Meßopfer in einer elenden Hütte, spendete die hl. Sakramente und bestärkte sie im Glauben durch gute Unterweisung. Mehr konnte dieser eifrige Missionär nicht tun, ja nicht einmal einen Katecheten aufstellen, weil seine Station sehr arm ist. Manche dieser Katholiken kamen öfters nach Magehle, einer Außenstation von Centocow, zum Gottesdienst. Auch Heiden kamen mit ihnen, die den aufrichtigen Wunsch hatten, sich auf die hl. Taufe vorzubereiten. Das brachte uns den Gedanken nahe, sich dieser Verlassenen anzunehmen, eine Schule dort zu errichten für ihre Kinder, um regelmäßig bei ihnen auch Gottesdienst zu halten. Im Dezember 1936 schickte mich Pater Oberer dorthin, um ihm meine Eindrücke zu berichten. Es kamen die Katholiken und viele Heiden. Alle wünschten eine Schule für ihre Kinder. Der Farmer, Herr Egeland, ein Däne, ist ein Freund der Schwarzen. Obwohl Protestant, gestattete er dem Missionär von Mariahilf, auf seiner Farm den Gottesdienst zu halten und willigte jetzt gern ein, ein Stück seiner Farm uns abzutreten, um darauf die Schule zu bauen. Nachdem der Obere meinen Bericht gehört hatte, ging er selbst noch zum Farmer, um die Angelegenheit rechtmäßig zu regeln und begann mit dem nächsten Termin mit der Schule in der genannten Hütte. Es kamen etwa 30 Kinder und die Lehrerin

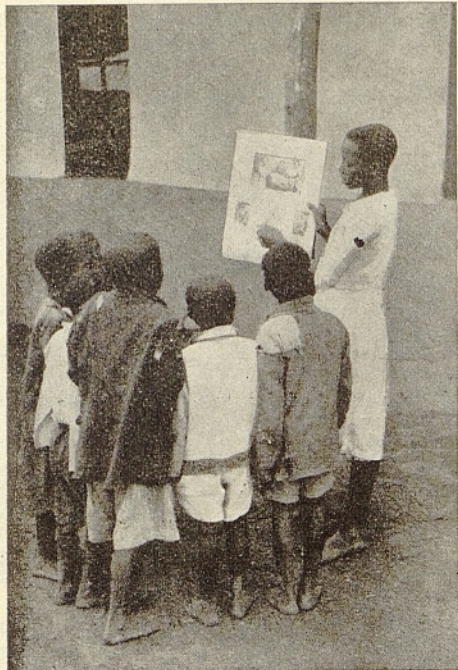


Foto P. K. Fischer F. S. C.

Aus dem Schulleben in der Slazuka-Schule. Größere Mädels vertiefen praktisch ihr Erlerntes und bringen den Kleinen das A-B-C bei an der Sand von Tafeln.

mußte mit den einfachsten Mitteln sich helfen. Die Kinder saßen am Boden und eine Kiste war der Tisch für die Lehrerin.

Der hochw. Pater Oberer gab nun den Auftrag, das notwendige Holz für den Schulbau in unserem Wald zu fällen und es an Ort und Stelle zu fahren. Den Katecheten von Mayehle betraute er mit dem Bau. Ich kümmernte mich nicht mehr weiter um diese Sache, bis ich zufällig im November 1937 wieder dorthin kam. Ich staunte, noch gar nichts war getan. Es war ein Haufen Holz da, das schon bald ein halbes Jahr lag, aber gearbeitet war noch nicht worden. Der Katechet tat nichts. Zuhause sprach ich darüber mit dem Oberen und da meinte er, er wäre dankbar, wenn ich den Bau in die Hände nähme. Mir war der Auftrag lieb und ich machte gleich meinen Plan. Ich verlangte, jeden Monat wenigstens eine Woche dafür frei zu sein und daß ich und das Notwendige, was ich brauche, auf die schnellste Weise dorthin gebracht und von dort geholt werde. 25 Meilen sind weit und man kann nicht alle Tage hin und zurückreiten. Ich bekam die Zeit und alles, was ich brauchte und der Kraftwagen mußte mich hinbringen und wieder abholen. Das Letztere war ein Schrecken für den Bruder, da der Weg recht elend ist und bei Regenwetter der Wagen bis zu den Achsen im Dreck einsinkt. Der schlechte Weg brachte mir einmal eine kleine Rundfahrt. Der Wagen sollte am Samstag kommen, um mich heimzubringen, da ich den Sonntagsgottesdienst zu Hause hatte. Es hatte aber den Tag vorher stark geregnet. Der Bruder kam trotzdem, war aber wütend über das Manöver im Schlamm und sagte, wir fahren nicht mehr da zurück, sondern über Umzinkulu und Tzopo. Ganz recht dachte ich, das gibt eine gemütliche Spazierfahrt von 50 Meilen. Wir kamen etwas später heim, und vielleicht doch viel früher, als wenn wir Zeit und Benzin im Kampfe mit dem Unheilsweg verbracht hätten.



Foto P. R. Fischer F. S. C.

Im Gespräch mit Katechumenen.

Die Arbeit begann am 7. Februar 1938. Mit hoch vollgepacktem Kraftwagen fuhren wir, ich und zwei Burschen, am frühen Morgen ab und kamen zwischen 11 und 12 Uhr in Hlazuka an. Ohne Verzug ging es an die Arbeit. Der Bau wurde abgesteckt und mit dem Ausgraben der Löcher für die Pfosten begonnen. Ich dachte, in drei Tagen sei das Holzwerk mit dem Dachstuhl aufgerichtet. Aber hier hatte ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Sandboden ist 20 cm unterhalb so hart, daß man für die 58 Löcher zu 45 cm Tiefe volle drei Tage brauchte. Das ewige Stoßen mit dem Spaten, die große Hitze und der Mangel an gutem Trinkwasser erschöpfte unsere Kräfte. Gleichwohl, am Samstag standen die Pfosten in der Erde und die Querbalken darüber und ein Teil der Dachsparren fertig am Boden. Nach Zwischenräumen von je einem Monat ging die Arbeit voran und am 9. September 1938 stand die Schule und eine kleine Küche fix und fertig da und der Platz von einem Acre war mit dreifachem Stacheldraht eingezäunt. Alle Arbeiten hatte ich mit zwei Burschen gemacht und war so Erdarbeiter, Zimmermann, Dachdecker und alles mögliche. Frauen machten die Erdarbeiten: Ausfüllen des Holzgerüstes mit Erdmörtel, Verputzen mit Sand und Anweißen mit Kalk. Es ist ein schöner geräumiger Bau von 82×12 Fuß, davon sind 2 Räume von 12×12 Fuß abgetrennt, von denen der eine als Sakristei, der andere als Schlafzimmer für den Missionär dient. Der Altartisch steht auf einem Zement-Podium und auch Stufen zum Eingang sind aus Zement geformt. Die Schule wurde am 13. Nov. 1938 vom hochw. H. Bischof M. A. Fleischer eingeweiht und feierlich eröffnet.

Während ich in Hlazuka weilte, hatte ich kein Hotel oder Gasthof zum Wohnen, auch war keine Kirche da zum Gottesdienst. Unser Hotel, Gasthof und Kapelle war die alte Baracke. In der Frühe las ich die hl. Messe, wie es eben möglich war mitten unter den hundert Sachen, die in diesem Raume untergebracht waren. Das Essen, Maisbrei oder Reis und der unentbehrliche Kaffee wurde von der Lehrerin oder einem Mädels im



Die Hlazuka Schule am Tage der Einweihung, 13. Nov. 1938. Das Fleisch und Essen für die zahlreichen Gäste aus Nah und Fern wird in großen Kesseln gekocht.

Freien gekocht und gegessen wurde gleich neben dem Kochtopf. Am Abend erwartete man nach strenger Arbeit eine angenehme Nachtruhe. Jeder suchte sich seine Ecke in der Baracke und breitete seine Decken auf dem Boden aus. Ich legte meine Schlafdecke auf einige Bretter. Wir hätten ja alle gut geschlafen, wenn... ja wenn nur nicht die vielen Flöhe gewesen wären. Kaum hatte man sich auf sein hartes Bett gestreckt, kamen diese Plagegeister und ließen uns die ganze Nacht keine Ruhe. Dazu beherbergte die Baracke auch eine Rattenfamilie, und die taten in der Dunkelheit der Nacht noch das ihrige. Ich war immer froh, in aller Frühe aus diesem Flöheloch herauszukommen und diese bissigen Gäste von mir abschütteln zu können. In der freien Natur im Morgengrauen verrichtete ich dann meine Gebete und stärkte mich zum neuen Tagwerk.



Katholische Aktion in Belgisch-Kongo.

Rom. — Auf der II. Plenarsitzung der Ordinarien Belgisch-Kongos im Jahre 1936 wurde unter dem Vorsitz S. Erz. Mons. Vellepiane die Einführung der Katholischen Aktion für alle Missionsterritorien Belgisch-Kongos beschlossen. Besondere Direktiven wurden nicht erteilt, man beschränkte sich in den nächsten Jahren darauf, die Jahresberichte der Diözesankomitees entgegenzunehmen und im übrigen den einzelnen Ordinarien jede Freiheit in der Initiative und Ausführung zu lassen.

Aber gerade die so von der Apostolischen Delegation gesammelten und unter dem Namen „Prémices“ veröffentlichten Berichte geben ein so anschauliches Bild der Initiativen und Erfolge, daß sie in ihrer Bedeutung weit über Belgisch-Kongo hinausgehen und die Aufmerksamkeit weiterer für das Missionsleben der Kirche interessierter Kreise verdienen.

Zunächst sind es die kritischen Beobachtungen der Missionare, die zur Klärung beitragen und eine Lehre für die Zukunft bedeuten.

Der Bericht des Apost. Vikariates Baudoinville betont ebenso wie der von Katanga die Schwierigkeit, geeignete Kräfte aus den Missionsmitarbeitern herauszufinden und „nicht alles anzunehmen, was guten Willen zeigt“. In diesem Falle erhalten die Sitzungen der K. A. gar zu leicht den Charakter von Konferenzen, deren Kosten der Missionär zu tragen hat. Wobei zu bemerken ist, daß es leichter erscheint, eine kleine Konferenz zu halten statt tüchtige, ihrer Aufgabe gewachsene ausgewählte Kräfte heranzubilden. Die Mitglieder der K. A. sollen nicht wohldisziplinierte passive Zuhörer sein, sondern wirkliche Mitarbeiter, die das nötige geistige und apostolische Rüstzeug haben und zugleich den Geist der Initiative.

Die ersten Staffeln der K. A. rekrutierten sich aus den besten Katechisten, Schullehrern, ehemaligen Zöglingen der Katholischen Schulen und einflußreichen Mitgliedern der Katholischen Gemeinden mit vorbildlichem Leben. Ein Missionar von Ober-Kasai lud mit einem kleinen Handschreiben die einheimischen Notabeln ein, also Kraftfahrer, Mechaniker, Boys, Zimmerleute und Schreiber. Stolz auf die Einladung kamen alle diese Leute in großer Zahl und sind bis heute eifrige Besucher der Veranstaltungen. Der Bericht von Baudoinville bemerkt, daß die Zugkraft der K. A.

für viele darin bestand, daß man in den Vordergrund den Willen des Papstes stellte, der die schwarzen Laien als Mitarbeiter der Missionare sehen möchte, um das Kommen des Reiches Christi in Afrika zu beschleunigen.

Jeder Anfang ist schwer und so hafteten auch dieser Bewegung manche Schwächen an: zur Entmutigung, Interesselosigkeit kamen gewisse dem schwarzen Milieu eigentümliche Schwierigkeiten:

Die Schwarzen unserer Gegend, meint der Bericht von Niengara, halten immer noch das Eingreifen in das Leben anderer für etwas Tadelnswertes. Wie oft bekommt man zur Antwort: Das ist nicht meine Sache, und das sagen selbst Eltern, deren Kinder sich schlecht betragen. Der Bericht von Katanga ist auf dieselbe Note abgestimmt: „Die Schwarzen haben es durchaus nicht gern, daß man sich mit ihren Dingen befaßt; doch lassen sie zu, daß man sich für sie interessiert. Die Glieder der R. A. müssen sich in der Praxis diese Unterscheidung zu Nutze machen, derart, daß eine Intervention bei einem andern Schwarzen nicht als Einmischung betrachtet wird, sondern vielmehr als ein Schritt, der aus lebhafter Sympathie entspringt. Dazu braucht es allerdings viel Geduld.“

Der Bericht von Baudoinville berührt andere Schwierigkeiten:

„Unter den Mitgliedern der R. A. gibt es neben fähigen, fruchtbareren Aposteln Furchtsame, die sich vor denen scheuen, die in der R. A. nur eine Art Sekte sehen wollen, die mit den Europäern Freundschaft unterhält.“

... „Andere, von heidnischen Sekten beeinflusst, sehen in der R. A. nur eine Gesellschaft für gegenseitige materielle Hilfeleistung, oder sie betrachten die R. A. als Zusammenschluß einer Gruppe Höherstehenden, die das Recht haben, auf andere mit solcher Verachtung herabzuschauen.“

Die Organisation wechselt je nach den Missionen.

Fast alle benutzen die bestehenden Werke und Gruppen und hauchen ihnen neuen Geist ein. In fast allen Missionen gibt es Männer-, Frauen-, Jungvolk- und Kinderligen; viele besitzen auch Skoutformationen, Sportabteilungen und Patronagen. An größeren Zentren, wo gebildete Schwarze vorhanden sind, bestehen auch Studiengruppen. In Kifantu vereinigen die katholischen Ärzte der „Fomulak“ die einheimischen Krankenpfleger in Studiengruppen und suchen sie zu einem Leben der Verantwortlichkeit in religiöser, moralischer und sozialer Hinsicht zu erziehen. Auch Boma hat einen solchen Krankenpflegerzirkel. Leopoldville hat zwei Soccistengruppen, und eine Abteilung für weibliche Arbeiterjugend ist im Werden. Kuanda hat eine ganz eigenartige Form von R. A. Man hat dort die Missionen in Bezirke mit 30 bis 40 Familien eingeteilt. An der Spitze jedes Bezirkes steht der Vorstand mit seinem Stellvertreter, die vom Bezirk gewählt und vom Missionsobern gutgeheißen sind. Die Gruppe frischet in ihren Wochenversammlungen die Anweisungen des Superiors auf und studiert die Art, wie man sich moralisch und materiell gegenseitig helfen, und den Katholizismus im Bezirk unter den Heiden verbreiten kann. Die Glaubensverbreitung unter den Heiden, Verwandten, Freunden und Nachbarn muß bei den Zusammenkünften in erster Linie behandelt werden. Die Resultate, Erfolg, Mißerfolg müssen angegeben, neue Ziele gesteckt werden. Die Vorstände der Bezirke treffen sich allmonatlich beim Missionar, um Rechenschaft über den Stand ihrer Gruppe abzulegen und das Programm für den folgenden Monat festzustellen. Die religiöse und moralische Erziehung der Leiter, das Studium der Mittel zur Hebung

des praktisch christlichen Lebens in dem Bezirk, die erlaubten Mittel zur Bekehrung der Heiden und ihre Verpflichtungen in sozialer Hinsicht stehen zur Behandlung.

In vielen Missionen hat man Exerzitiengkurse für die Mitglieder und Leiter der K. A. eingerichtet.

Die Resultate sind derart, daß sich alle Missionen nur Glück wünschen können zu diesen neuen Laienhelfern. Insbesondere haben die Gruppen teilweise gute Katechisten geliefert. Obszöne Tänze sind im Abnehmen begriffen und die Tätigkeit der Gruppen der K. A. Ebenso wurde mit Erfolg der Kampf gegen die unerlaubten ehelichen Verbindungen geführt. Des weiteren sind zu erwähnen die erfolgreichen Bemühungen zur Unterdrückung der abergläubischen Gebräuche bei Todesfällen und bei der Beschneidung, die Schlichtung von Streitigkeiten außerhalb des Gerichtes. Ins religiöse Gebiet gehören ferner die Propaganda für die Osterkommunion, für die Bekehrung lauer, abgestandener Christen, für die gute Presse, Beeinflussung der Eltern zwecks christlicher Kindererziehung. Mehr sozialer Art sind die Einrichtung von Sparkassen, und Krankenkassen, Unterstützung der Arbeitsunfähigen durch freiwillige Arbeitsleistung.

Die Gruppe von Matadi hat Erhebungen über Alkoholmißbrauch und Höhe der Mitgift angestellt. „Auf letzterem Gebiet können die Mitglieder der K. A. bei den Familien ihren Einfluß im Sinne einer mehr christlichen und weniger habgierigen Haltung geltend machen; denn die allzu hohe Mitgift verzögert die Ehe und beschwört große Gefahren für die Sittlichkeit herauf.“

Das ganze Leben soll auf diese Weise nach und nach verchristlicht und kultiviert werden.

„Nach unsern Eingeborenen-Berichten, bemerkt der Bericht von Rivu, haben wir Mitglieder der K. A., die die Grundsätze der christlichen Moral vor allem in Ehesachen verteidigen; in einem Dorf kamen die Christen selten zur Messe unter dem Vorwand, sie hörten die Glocke nicht: ein Mitglied der K. A. wurde zum „Schlepper“. Anderswo haben die Aktionisten von ihren Brüdern erreicht, daß sie sich mit den armen Auswärtigen, befassen. Im Bericht von Lubunda wird angeführt, daß die Klagesitzungen aus Anlaß eines Todesfalles durch Rosenkranzbeten unterbrochen werden; anderswo haben die jungen Leute eines Dorfes statt die sog. Versuchsehen zu schließen, angeregt, durch Glieder der K. A. ihre Verlobten bei den Ordensfrauen untergebracht.“

Im ganzen wurden den Berichten von Beni und Nasankusu zufolge durch die Arbeiten der Studienzirkel zwischen Missionaren und Schwarzen engere aufrichtigere Beziehungen geschaffen, und die Besprechungen sind höchst lehrreich für den Missionar selbst. (Fides.)



St. Michael.

Heil unserm Gotte!
Ihm wollt ihr trotzen,
Dem Schöpfer des Alls?
fehde ansagen
Dem Hort alles Rechts?
Ihm widerstehen,
Dem Quell aller Kraft?
Wer ist wie Gott?!

Luzifer, Schmach dir!
Laub, das vom Baume
Und Leben sich trennt,
Strahl ohne Sonne,
Von der du entsandt,
funke, den doch nur
Sein Feuer entfacht!
Wer ist wie Gott?!

Auf ihr Getreuen!
Sieg uns'rer Fahne!
Der Herr schaut auf uns.
Die wir bekriegen
Sind Opfer des Zorns,
Ewigem Feuer
Und Fluche geweiht.
Wer ist wie Gott?! π



Lanze und Kreuz.

Geschichtliche Erzählung von Br. A. Cagol F. S. C.

(Fortsetzung.)

Raum hatte die Erzählerin geendet, als alle Mädchen zugleich sprachen und ihre Handglossen an das Gehörte zu knüpfen begannen. Wie immer erhielt Freund Langohr, der Hase, der mutige Schelm der Schillukfabeln, reichliches Lob gespendet. „Ein anderes Geschichtlein!“ hieß es bald, und Ador begann von neuem: „Der Hase begegnete dem Elefanten, der sich einen großen Dorn in den Hinterfuß getreten hatte und stark hinkte. „Was hast du, alter Freund?“ redete ihn der Hase an, „du hast wohl eine abgebrochene Speerspitze im Fuße?“ „Ach nein, es ist ein Dorn, und ich bin gerade auf dem Wege zu einem Doktor.“ „Wenn es nur das ist, so kann ich dir helfen“, sagte der Hase und führte den Elefanten auf ein Feld, wo viele trockene Kürbisse herumlagen. Dort hieß er den Elefanten sich niederlegen und beileibe nicht rückwärts schauen, weil sonst die Kur nicht gelänge. Der wunde Fuß wurde auf trockene Kürbisse gebettet, und der Hase holte sich Feuer und zündete die Kürbisse an. Nachdem das Feuer eine Zeitlang geglüht hatte, wurde der Elefant ungeduldig und wollte sich nach dem Fortgang der Kur umsehen. Doch konnte der Hase ihn noch beschwichtigen und zum Ausharren bewegen. Inzwischen war der Fußballen des Riesen, der sehr dick ist und wenig Gefühl hat, fertig gebraten, und der Hase schnitt sich Stücke heraus mit einer Schnecken- oder Schnecken- schale. Wie doch der Braten so köstlich mundete und der betrogene Elefant so geduldig aus- harrete! Endlich war der Hase satt; er entfernte sich ein wenig mit der Aus-

rede, die Augen schmerzten ihn vom Rauche. Aus sicherer Entfernung rief er dann dem Elefanten zu, die Kur sei beendet. Der Elefant stand auf, fiel aber gleich wieder zu Boden, weil der verstümmelte Fuß ihm das Gehen unmöglich machte. Er fluchte dem Hasen, der sich die Pfoten leckte und sich freute, daß er einen so mächtigen Herrn angeführt habe.“

Dann gab Ador einige Rätsel auf.

„Es ist schwarz und weiß und sitzt in einer Tiefe (Höhlung). Was ist das?“ (Das menschliche Auge.)

„Ein kleiner Knirps liegt im Schatten?“ (Die menschliche Zunge.)

„Ich gehe, und es folgt mir nach?“ (Der Schatten.)

„Es verschlingt uns vollständig und speit uns gänzlich aus?“ (Die Hütte.)

„Es strebt zu den Wolken empor, aber sein Inneres ist ohne Knochen?“ (Der Rauch.)

„Es sind Schwestern, aber sie kommen nie zusammen unter sich?“ (Die Hörner der Kuh.)

„Es steht am Rande des Flusses; sein Speiß ist eine Lüre?“ (Der Marabustorch.)

„Man schlägt es, aber man haut es nicht durch?“ (Die Trommel.)

Manche der Zuhörerinnen kannten bereits die Auflösungen; andere, namentlich die kleinen Mädchen, hatten manche Nuß zu knacken. Endlich überließen die jungen Schilluktöchter sich friedlichem Schlummer. —

Im Mondschein gleiten die silberübergossenen Fluten des Niles dahin;



Schillukfrau.

mäßiger Wind rippelt leichte Kräuselwellen auf; hin und wieder läßt sich das Grunzen, Schnaufen und Pusten der Flußpferde vernehmen; vom jenseitigen Flußufer tönt gedämpft der Schrei eines Nachtvogels und das unheimliche Gelächter umherstreifender Hyänen.

Plötzlich werden am Fluße Plätschern und unterdrückte menschliche Laute vernehmbar. Das Riesensegel einer Barke taucht gespenstisch auf, das aber bald schlapp um den Mast flattert und von geübten Händen eingeholt wird; ein zweites Segel taucht auf und dann noch eines. Leise knirschend fährt ein Kiel nach dem andern am Ufer auf, dann Stille. Lauschend strengen die nächtlichen Besucher das Gehör an; nichts regt sich im nahen Dörfchen. Dann verlassen bewaffnete Gestalten die Fahrzeuge und nehmen ortskundig ihre Richtung auf die friedliche Negeriedlung. Leisen Schrittes, im tiefsten Stillschweigen, gehen sie voran im Gänsemarsch, etwa vierzig Mann stark, teilweise verschwindend im manns-hohen Grase, unheimlich anzusehen im gespenstischen Lichte der Mondsihel. Ungestört kommen sie bis auf etwa hundert Schritte an die menschlichen Behausungen heran, da schlägt ein Hund an, dem sogleich andere antworten, um ihr Gebell und Geheul nicht mehr einzustellen. Damit haben die unbetenen Besucher gerechnet. Einige kurze Zurufe, und sie schwärmen in erprobter Weise auseinander, sich dem Dorfe im Lauffschritt nähernd und es im Kreise einschließend.

Das Anschlagen der Hunde ist in den Hütten nicht ungehört verhallt. Die Dorfleute schreckten aus dem Schlasse auf; die Unruhe ihrer vierfüßigen Wächter sagt ihnen, daß es sich nicht um eine geringfügige Ursache handelt. Triebmäßig greifen die Männer und Jünglinge zu Lanze und Keule und Schild und eilen ins Freie, wo sie alsbald von Flintenschüssen empfangen werden. Unverzüglich stoßen sie den Kriegsruß der Schilluk aus, ein schrilles, oft wiederholtes „Lu — lu — lu — lu — lu —“, um benachbarte Dörfer zu benachrichtigen; gleichzeitig nehmen sie den aufgedrungenen Kampf auf. Nur zu gut kennen sie ihre Gegner, nubische Sklavenjäger, ihre verhassten Feinde. Auch ahnen sie den mutmaßlichen Ausgang des ungleichen Kampfes, ihre Niederlage. Namenlos ist ihre Wut, erschüttert ihre Kampfeslust. Mit ihren dicken Schilden aus Nilpferdhaut die edlen Körperteile schützend und geschickt Hütten und Strohände als Deckung benutzend, eilen sie der feindlichen Schützenkette entgegen, die gewaltigen Lanzen wurf- und stoßbereit haltend, mit scharfem Auge jede Bewegung des Gegners beobachtend, oft noch im letzten Augenblick durch einen schnellen Seitensprung einem Geschoß entgehend oder mittels des Schildes die Bleikugeln auffangend und ihre Wirkung abschwächend, gleichzeitig trachtend, an die einzelnen Schützen heran- und mit ihnen ins Handgemenge zu kommen. Der Vorteil der Feinde hingegen lag darin, die wilden Krieger nicht zu nahe an sich herankommen zu lassen, weil dadurch ihre Feuerwaffen die volle Ueberlegenheit über die Lanzen der Gegner bewahrten. So sank denn ein Schilluk nach dem andern tot oder kampfunfähig hin, sodaß die Sklavenjäger nach kurzer Zeit daran denken konnten, die gewünschte menschliche Beute zu machen. Mit schnell entzündeten Fackeln — Büschel von dürrer Steppengras — drangen sie in die Hütten ein und bemächtigten sich der Frauen, Jungfrauen und Kinder, die sich nach dem Verstummen des Kampfgetümmels fast willenlos gefangen nehmen ließen.

Den Nubiern war Eile geboten, denn aus der Entfernung hallte der aufgenommene Kriegsruß wieder, der sich fortpflanzte von Dorf zu Dorf. An langen Seilen fesselten die Räuber, die ihr Handwerk gut verstanden,

die menschliche Beute, meist Knaben und Mädchen, während ältere Frauen und kleine Kinder einfach getötet wurden. Auch vergaßen die Eindringlinge das Vieh nicht, sondern trieben es ins Freie und dem Flusse zu. Ebenso wenig unterließen sie es, nach getaner Arbeit den niedergebrannten Fackeln neue Nahrung zu geben, denn mit ihnen zündeten sie die trockenen Strohdächer der Hütten und die Strohwände der einzelnen Gehöfte an. Dann eilte die ganze Gesellschaft, Sklaven und Vieh mitten im Zuge führend, den wartenden Schiffen zu, auf denen die Segel entfaltet und alles zu augenblicklicher Abfahrt bereit gemacht war.

Ador hatte sich, durch das Hundegebell und Kampfgeschrei jäh aus dem Schlafe geweckt, unverzüglich ins Freie gestohlen, wo sie sogleich die gefährliche Lage überblickte. Ihr Entschluß war gefaßt; sie wollte zu fliehen versuchen und sich ins heimatliche Dorf retten, obschon der Weg über die nächtliche Steppe, auf der häufig wilde Tiere sich herumtrieb, gefährlich genug erschien. Behende eilte sie dem landeinwärts gelegenen Dorfausgang zu in der Hoffnung, daß die Eindringlinge sich nur auf der Flußseite befänden. Doch sie hatte sich getäuscht. Die Räuber hatten bereits das ganze Dörfchen umstellt, und Ador wurde von zwei der Gesellen gesehen. Sie wollte sich zurückziehen, es war aber schon zu spät. Einer der Männer sprang ihr nach, ergriff sie, fesselte sie an Händen und Füßen und ließ sie einstweilen hilflos liegen, um sich am Kampfe zu beteiligen. Beim Abzuge nahm er Ador als seine persönliche Beute zu sich.

Im unheimlichen Glanze des brennenden Dörfchens stießen die drei Barken vom Ufer ab, suchten die Mitte des Stromes auf und begannen flußabwärts zu gleiten. Aus den nächsten Dörfern erschienen die ersten wehrhaften Männer am Ufer, in ohnmächtiger Wut ihre Lanzen und Keulen schwingend. Wie zum Hohne sandten die Nubier noch etliche Schüsse hinüber, deren Geschosse, über die Wasserfläche pfeifend, das schilfbewachsene Ufer nicht erreichten.

In aller Eile waren die armen Opfer des nächtlichen Ueberfalles in die tiefen Laderäume der Barken gestossen worden, wo sie sehen mochten, wie sie ihre Leiber und Gliedmaßen unterbrachten. Gemeinsames Unglück erzeugt gegenseitiges Mitleid. Die Leidensgenossen suchten sich den engen, unbequemen Schiffsbäuchen und gegenseitig anzupassen, so gut es ging. Es waren bereits Bewohner zweier Dinkadörfer in den Schiffen verteilt, die zwei Nächte vorher geraubt worden waren.

Unter den Schiffern herrschte frohe Stimmung. Der gute Fang versprach guten Lohn. Würziger Duft frisch bereiteten Mokkas stieg auf, und unter heiteren Gesprächen schlürfteten die auf den Borderteilen der Barken versammelten Sklavenjäger den anregenden dunklen Trank. —

Die Morgen Sonne fand die kleine Flotte im Flusse ankernd, angesichts der großen „Zeriba“ Hellet Kaka. Das freundliche Tagesgestirn sandte nur wenig Licht in die Schiffsräume. Da lagen die armen Naturkinder aneinandergesperrt, der Freiheit beraubt, ihren Lieben entrissen, einer unbekanntem, düstern Zukunft entgegengehend.

(Fortsetzung folgt.)